

Kulturwissenschaftliche Gender Studies
herausgegeben von Gisela Ecker und Susanne Scholz

Band 6

Sigrüd G. Köhler, Jan Christian Metzler,
Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.)

Prima Materia

Beiträge zur transdisziplinären
Materialitätsdebatte

Ulrike Helmer Verlag

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster e. V. und des Fachbereichs 9 (Philologie) der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster

Inhalt

<i>Sigrid G. Köhler und Martina Wagner-Egelhaaf</i> Einleitung: Prima Materia	7
<i>Performativitäten</i>	
<i>Elisabeth Strouick</i> Materielle Ereignisse. Performanztheoretische Konzepte von Materialität	27
<i>Bernd Blaschke</i> Ultima Materia. Paul de Mans rhetorischer Materialismus	47
<i>Marc Rölli</i> Das Intensive denken. Überlegungen zum Paradox der Materialität mit Bezug auf Deleuze	71
<i>Antonia Ulrich</i> Werdendes Material / Werden des Materials. Nietzsches performativer Schreibprozess	85
<i>Sigrid G. Köhler</i> De-Gendering Materiality. Zu Materialitätsdiskursen und ihrer Rhetorik – und zu materiell-semiotischen Flecken und Agenten	117
<i>Metaphern und Figuren</i>	
<i>Olaf Eigenbrodt</i> Verworfene Gewebe. Zur problematischen Materialität mythopoetischer Texturen – zwei Lektüren	149

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

Die Deutsche Bibliothek – CIP Cataloguing-in-Publication-Data

A catalogue record for this publication is available from Die Deutsche Bibliothek

ISBN 3-89741-144-X

© 2004 Copyright Ulrike Helmer Verlag, Königstein/Taunus

Alle Rechte vorbehalten

Coverabbildung: René Magritte, "Les idées claires", © VG Bild-Kunst, Bonn 2003

Gesamtherstellung: Wilfried Niedeland Verlagsservice, Königstein/Taunus

Printed in Germany

Gesamtverzeichnis sendet gern: Ulrike Helmer Verlag,

Altkönigstraße 6a, D-61462 Königstein/Taunus

E-mail: ulrike.helmer.verlag@t-online.de

www.ulrike-helmer-verlag.de

De-Gendering Materiality
Zu Materialitâtsdiskursen und ihrer Rhetorik
– und zu materiell-semiotischen Flecken und Agenten

»Ich will meinen Nabel auf Null bringen. Ich hasse es, in ein Loch zu starren, wenn ich mir meine Bauchpartie ansehe.«¹ – Mit diesen Worten stellt der Ich-Erzähler in John von Düffels Roman *Ego* gleich zu Beginn sein ambitioniertes Vorhaben vor und führt damit mehr oder minder explizit in die alles beherrschende Thematik des Romans ein: Wie straff oder schlaff ist sein Körper und wie viele bewundernde oder begehrende Blicke kann er dank dieses Körpers auf sich ziehen? Wenn er rund 250 Seiten später abermals vor dem Spiegel steht, um seine Nabeltiefe zu messen, dieses Mal aber »nur« die Höhe seines Nabelbids messen kann, scheint sein Ziel erreicht: »[S]ein Nabel ist erhaben.«²

Wie diese ostentative Nabelschau schon ahnen lässt, geht es in Düffels Roman – und der Titel legt es ebenfalls nahe – um ein egozentrisches Exemplar der männlichen Gattung, das sein Selbstwertgefühl aus dem Grad der Muskelgestaltung zieht, die seinen Körper zu einem »Kunstwerk« hat werden lassen. Der geformte Körper als Kunstwerk ruft dabei beinahe unwillkürlich die gängige Vorstellung von einer passiven Materie auf, die durch eine aktive Form in eine Gestalt gebracht werden muss, was in *Ego* als Formung körperlicher Materie durch Muskelarbeit und Nahrungszufuhr erzählt wird, die ein männlicher Wille organisiert. Nahrung wird in Düffels Roman von dem Ich-Erzähler auf ihren Materialwert reduziert und dann konsequent noch nur in Bezug auf ihre Nährstoffe (EiweiÙe, Kohlenhydrate und Fette), auf Vitamine, Mineralien und schließlich Ballaststoffe beschrieben.³ Die wichtigste Aktivität des Körpers wiederum, die mit beinahe biochemischer Genauigkeit ausgeführt wird, scheint die Verwertung dieser Stoffe, genauer gesagt deren Umwandlung in Energie, Muskelfleisch oder Fettgewebe zu sein.⁴ Die exzessive Thematisierung des Körpers und die überzeichnenden Beschreibungen sind sicherlich als Parodie des aktuellen Körperkultes zu lesen. Bemerkenswert an Düffels Roman ist jedoch, dass er

den Paradigmenwechsel aufgreift, der sich gegenwärtig in der Inszenierung der Geschlechteridentitäten abzeichnet, denn dieses Mal ist es ein männlicher Körper, der gespiegelt, bestaunt und begutachtet wird, mit dem Effekt, dass die Privilegierung des Männlichen als gestalterische Form himffällig wird. Der diskursiv produzierte Konnex von Weiblichkeit und Körperlichkeit/Materialität auf der einen Seite und von Männlichkeit, Immaterialität und Monopolisierung der Sprache auf der anderen scheint damit aufgebrochen, wenn auch die zwanghafte Nabelvermessung von Seiten des Protagonisten den Umgang mit der ›Problemezone‹ Körper nicht unbedingt erleichtert wird. Aus einer gendekritischen Perspektive lässt sich dieser Nabelschau aber dennoch mehr abgewinnen, denn wenn für die Identität eines männlichen Ich-Erzählers der eigene Körper relevant wird, dann kann aufgrund der genannten diskursiven Formationen der Geschlechterdifferenz (d. h. vor allem der Verbindung von Männlichkeit und Immaterialität) das ›Männliche‹ an diesem Körper gerade nicht thematisiert und entsprechend nicht für die Identitätskonstruktion herangezogen werden.

Die Verknüpfung von Männlichkeit mit Körperlosigkeit bzw. Immaterialität hat eine ihrer markanten Theoretisierungen in Lacans Konzept des Phallus gefunden, den Lacan zwar vom männlichen Geschlecht ableitet, der aber gleichzeitig gänzlich unkörperlich gedacht werden muss, um als privilegiertes Zeichen fungieren zu können. Der Nabel als körperliches Zeichen entzieht sich jedoch dieser Problematik, da er geschlechtlich nicht kodiert ist.⁶ Folglich es ist nur konsequent, wenn für den Ich-Erzähler das Geschlecht seines Körpers nicht ausschlaggebend ist, sondern allein die Tiefe oder Höhe seines Nabels zählt. Wird der Nabel als Zeichen gelesen, markiert er als Geburtsmal den uneinholbaren Ursprung und die Nichtverfügbarkeit des Körpers und ist somit gleichsam ein *schwarzes Loch*, in das der von seiner Körpergestalt besessene Ich-Erzähler nicht ganz zu unrecht mit Entsetzen starrt, denn als ›schwarzes Loch‹ wäre er materiell – von ›unendlich dichter Materie‹, die gar nicht zu fassen ist. Der Wunsch, dieses Loch verschwinden zu lassen, zeugt entsprechend von der Hybris des Egozentrikers in Düffels Roman, die Materie seines Körpers vollständig beherrschen zu wollen; und die ›Erhabenheit‹ seines Nabels ist vor allem Ironisierung dieser Hybris, schließlich verhindert die physische Erhabenheit seines Nabels die Vermessung.

Paul de Mans Kant-Lektüre, in der die Wahrnehmung des Erhabenen als materielles Sehen ausgeführt wird, verführt in diesem Zusammenhang geradezu dazu, nach der ›Materialität‹ dieses ›erhabenen‹ Zeichens zu fragen, zumal Elisabeth Bronfen den Nabel schon als ›materielles Zeichen‹ gelesen hat.⁷ Es ist

eine Materialität, so viel lässt sich jetzt schon sagen, die sich nur indirekt gestalten, aber nicht direkt vermessen lässt. Man kann sich ihrer nicht entledigen, und – ob als ›Ornament‹ oder mit ›Lid‹ und ›Grübchen‹ – zu übersehen ist sie auch nicht. Sie wird vielmehr zu einem ›ausdrucksvollen‹ Teil des Körpers. Aus gendekritischer Perspektive ist zudem das weibliche Pendant bemerkenswert, das dieser Nabel im Körper von Isabell, der Freundin des Ich-Erzählers findet, als beide gemeinsam nackt vor dem Spiegel stehen: »Wir sehen und denken dasselbe. Unsere Nabel sind ein Paar.«⁸

Anscheinend lässt sich, wie am Schluss dieses Beitrags gezeigt werden soll, in Anlehnung an Düffels Roman ein ›materielles Zeichen‹ entwerfen, das ein nicht geschlechtlich kodiertes Subjekt denkbar werden lässt, das einen Körper hat, sich über diesen Körper positionieren lässt, ohne aber aufgrund einer Körper-Geist-Dichotomie seine Sprachmächtigkeit zu verlieren. Denn bei aller Egozentrik der Figuren in Düffels Roman bedarf jede einzelne doch eines Gegenübers, so dass nicht das Phantasma eines sich selbst genügenden oder gar souveränen Subjekts die Stoßrichtung des Textes ausmacht, sondern eher der Entwurf eines körperlichen/materiellen Subjekts, dessen Geschlechtsidentität für seine Positionierung unerheblich ist.

In der Gegenwartsliteratur ist Düffels Roman kein Einzelfall, wie ebenfalls am Schluss dieses Beitrags anhand von Karen Duves *Regerroman* ausgeführt wird. Zunächst soll jedoch gezeigt werden, warum es ein zentrales Anliegen der *Gender Studies* sein muss, den Begriff der Materialität von seinen geschlechtlichen Kodierungen zu lösen, um das Verhältnis von Geschlechterdifferenz und Materialität ›neu‹ fassen zu können. In diesem Zusammenhang wird es auch um die Frage gehen, welche Argumente sich diesbezüglich in der poststrukturalistischen Theoriebildung finden und für das Projekt eines *de-gendering* nutzen lassen, denn die Rede über Materialität führt(e) ja bisher beinahe unweigerlich zu dem Konnex von Materialität, Weiblichkeit, Passivität. Ein *de-gendering* der Materialität muss dabei aber nicht zwangsläufig zur Aufgabe des Materialitätsbegriffs führen, denn für den Entwurf einer wirkmächtigen, aber nicht allmächtigen Subjektposition kann er sich, wie am Beispiel des Nabels schon angedeutet worden ist, als äußerst produktiv erweisen.

Ausgangspunkt der Überlegungen wird die antike ›Familiengeschichte‹ sein, mit der vor allem in Platons Kosmogonie die Geschlechterdifferenz anhand eines Materie- respektive Formkonzeptes instituiert wurde. Den durchquerenden Lektüren bzw. verschiebenden Analysen von Irigaray und Kristeva soll im zweiten Schritt nachgegangen werden, da sie einerseits zeigen, wie die Kosmogonie

als heterosexuelle Familiengeschichte funktioniert, und sie andererseits Möglichkeiten der Destabilisierung und Rekonzeptualisierung dieser Familien- und Materie-Form-Konstellation anbieten. Spätestens mit Kristevas Kombination von psychoanalytischer und semiotischer Argumentationsstruktur wird der Zusammenhang von Sprache und Materialität virulent, der darauf in einem Exkurs zur metaphorischen Rede über die Materialität der Sprache, Zeichen, Buchstaben oder Letter weiterverfolgt wird, wie sie sich vor allem in (post)strukturalistischen Ansätzen gezeigt hat. Da in diesem Zusammenhang die sprachliche Materialität oft als widersändiges Prinzip betrachtet wird,¹¹ liegt die Vermutung nahe, dass sich diese Widerständigkeit auch gegen die geschlechtliche Kodierung richten könnte. Es wird sich zeigen, dass die Geschlechterdifferenz in der Metapher von der Materialität der Sprache kollabiert, dass damit gleichzeitig aber der Verlust einer Subjektposition einhergeht, da diese »sprachliche Materialität« – konsequent dekonstruktiv gedacht – die »Freiheit der Distanzierung von derjenigen Ordnung [ist], in der das Subjekt Sprache in und zu seinem wissenden Selbst- wie Weltbezug gebraucht.«¹² Deshalb wird im Anschluss Judith Butlers Ansatz in den Blick genommen, um nach Verknüpfungsmöglichkeiten von Materialität und Sprache fragen zu können, die einer Subjektposition nicht entgegenstehen. Für die Analyse wird insbesondere Butlers rhetorisch verfahren Argumentation in *Körper von Gewicht* zentral sein. Wenn es jedoch darum gehen wird, mit dieser rhetorischen Logik ein materiell-semiotisches privilegiertes und privilegiertes Zeichen zu entwerfen, wird nicht so sehr Butlers als Donna Haraways »Materiekonzept« im Mittelpunkt stehen, da ihre Ausführungen zur materiell-semiotischen Wissensproduktion es in viel stärkerem Maße erlauben, Materie als »Agentin«, d. h. als an Signifikationsprozessen beteiligt zu denken, ohne sie dabei jedoch präsenzlogisch oder essenziellistisch fassen zu müssen.

Die mütterliche chora – eine Familiengeschichte

Der Komplex von Materialität und Sprache ist für die *Gender Studies* schon seit langem von besonderem Interesse, da der cartesianische Dualismus von Körper und Geist – der sich ja an die Rede von der Materie-Form-Dichotomie anschließt – mit einer geschlechtlichen Kodierung dieser beiden als dichotom gesetzten Positionen einhergeht. Auf der Suche nach einem »Ursprungstext« für die

geschlechtliche Kodierung von Materie und Form bzw. Geist wird jedoch zu meist historisch weiter ausgeholt und auf Platons *Timaios* zurückgegriffen, denn feministischen Theoretikerinnen wie z. B. Irigaray zufolge wird im *Timaios* die Kosmogonie als Familiengeschichte erzählt: Die drei für die Weltentstehung als notwendig angenommenen Gattungen, nämlich das »Worin« (d. h. die aufnehmende *chora*), das »Werdende« und das, nach dessen Abbildung das Werdende entsteht, erscheinen nach Platon respektive als Amme bzw. Mutter, Sprössling und Vater, wobei das »Worin« dem Werdenden nichts von sich mitgeben darf. Allerdings werden bei Platon die drei Gattungen nur mit dieser Familienkonstellation verglichen.¹³ Die zahlreichen Ineinssetzungen, die nötig sind, um aus dem Vergleich eine Familiengeschichte zu machen und Entstehungs- oder Schaffensprozesse in einer geschlechtlich spezifizierten Form-Materie-Relation zu beschreiben, finden erst in der Rezeption statt. Aristoteles, auf den die Materie-Form-Dichotomie zurückgeführt wird, fasst Materie in seinen Schriften als relationalen Begriff. Materie wird, darin der platonischen *chora* ähnlich, als weiblich und passiv vorgestellt, formuliert aber keineswegs einen Entstehungsort, sondern ist als Konzeptbegriff zu verstehen. Materie gibt es immer nur in Beziehung zur Form, sie ist immer Materie für etwas, »Möglichkeit« für eine Form.¹⁴ Plotin, um einen weiteren für feministische Relektüren zentralen »Familienbegrunder« zu benennen, lässt sich in seinen Ausführungen zur Materie sowohl an aristotelische wie auch platonische Konzepte anschließen. So liest er im Anschluss an Aristoteles' Terminologie Platons *chora* als Materie, radikalisiert dabei jedoch zugleich Platons Familienvergleich, indem er die *chora* als mütterliche Figur ohne Gebärfähigkeit fasst,¹⁵ denn sie darf ja dem Werdenden, wie bei Platon zu lesen ist, nichts von sich mitgeben.¹⁶

Am konsequentesten wird diese Familiengeschichtsschreibung vielleicht aber von feministischen Theoretikerinnen selbst vorgeführt, wenn sie die Ineinssetzungen nachvollziehen, dabei gleichzeitig aber die dazu nötigen Verfahrensweisen offen legen und zeigen, welche Effekte das *gendering* der Entstehungsprozesse für die Konzeption von Weiblichkeit bedeutet. Irigarays durchquerende Lektüren der antiken Texte in *Speculum* können beispielhaft für diese Aufführung der Konsequenzen genannt werden. Die Annahme einer formen- und/gestaltenden Männlichkeit und einer materiellen/körperlichen Weiblichkeit, die nur aufnimmt, aber nichts zum Schaffensprozess beitragen darf, reduziert Weiblichkeit nach Irigaray auf eine Spiegelfunktion, der gar kein eigenes »Sein« zukommt, sondern die allenfalls »spekuläre« Materialität hat.¹⁷ Gleichzeitig wird durch die funktionalisierenden Setzungen von Männlichkeit und Weiblichkeit

eine heterosexuelle Geschlechtermatrix in der Familiengeschichte festgeschrieben, die andere Geschlechterkonstellationen verbietet. Aus feministischer Perspektive ergibt sich dann zwangsläufig die Frage nach einer Materie und einem Ort nicht-spekulärer, »weiblicher« Weiblichkeit, der – und Irigaray führt die Metaphorik konsequent weiter – »hinter« dem Spiegel liegen müsste.¹⁸ Als weibliche Strategie, um aus den bestehenden Geschlechterkonstellationen auszubrechen (und um diesen anderen Ort zu erreichen), nennt Irigaray die Mimesis, das dies die Rolle ist, die dem Weiblichen historisch zugeschrieben wird: »Mimesis zu spielen bedeutet also für eine Frau den Versuch, den Ort ihrer Ausbeutung durch den Diskurs wiederzufinden, ohne sich darauf einfach reduzieren zu lassen.«¹⁹ Es handelt sich entsprechend nicht mehr um ein spiegelndes Nachahmen, sondern, wie sich auch an Irigarays zitierenden Durchquerungen der für die Festschreibung der Geschlechterdichotomie kanonischen Texte ablesen lässt, um ein verzerrendes, überzeichnendes oder radikalisiertes Mimen, das eine Differenz hervorbringt und in dem, gegen das platonische Verbot, dem nachgeahmten Bild oder Text etwas mitgegeben wird. Ob dieses »etwas« nur *ex negativo* zu verstehen ist als Abweichung und der Ort hinter dem Spiegel damit die Funktion einer atopischen Störung hat oder ob das abweichende Mimen zu neuen Bildern führen kann und das anderswo²⁰ eine Utopie entwerfen soll, ist dabei wohl eine Frage der Lektüre.²¹

Die semiotisch-materielle Performativität der *chora*

Feministische Ansätze, die über den Zusammenhang von Entstehungs- und Schaffensprozessen einerseits und Materialität andererseits hinaus explizit nach einer wirkmächtigen weiblichen Subjektposition fragen, beziehen sich in ihrer Revision der geschlechtlichen Kodierung der Materie-Form-Dichotomie nicht nur auf antike Texte, sondern setzen zumeist – wie sich ja auch schon an Irigarays Spiegelmetapher andeutet – bei der Relektüre psychoanalytischer Theorieansätze an. Psychoanalytische Subjektkonstitutionen Freud'scher oder Lacan'scher Prägung orientieren sich ja bekanntlich an einer männlichen Norm und entwerfen entsprechend wirkmächtiges Sprechen nur für ein männlich kodiertes Subjekt. Materialität wird dabei jedoch zum Problem, wenn Subjektpositionen, wie bei Lacan, in der Verwebung von Psychoanalyse mit Semiotik und Strukturalismus im Symbolischen bzw. in der Sprache verortet werden und das

zum Sprechen privilegierte Zeichen, der Phallus, dennoch durch den Bezug auf den Körper etabliert und dann gleichzeitig verneint werden muss.²²

In einer semiotischen Konzeption der Sprache, wie sie seit de Saussure Eingang in die Sprach- und Literaturwissenschaft gehalten hat, entsteht Signifikation durch die Relation der Zeichen, so dass die Frage nach dem Zusammenhang von Materialität und Sprache irrelevant ist, so lange der Akzent auf die Prozesse der Bedeutungsproduktion gelegt wird. Sie wird jedoch virulent, wenn es z. B. in psychoanalytischen Argumentationen wie bei Lacan um Momente geht, in denen Signifikationsprozesse durch das »Reale« unterlaufen werden, d. h. wenn die Buchstaben, die Lacan vom Signifikanten ableitet, aber gerade nicht mit diesem gleichsetzt, als »materielles Substrat«²³ im Symbolischen aufscheinen.²⁴ Wenn diese Materialität an anderer Stelle als Genießen des Anderen bzw. des anderen (weiblichen) Körpers gelesen wird,²⁵ droht der Materialität wieder eine geschlechtliche Kodierung, die gerade hinsichtlich der geschlechterspezifischen Positionen- bzw. Funktionszuschreibung an Lacans Rede vom »Phallus haben« und »Phallus sein« anschließt, denn Lacan zufolge kommt ja der Frau bzw. dem weiblichen Körper die Funktion zu, das »Materiale« für die Symbolisierung des Phallus zu sein.²⁶ Eine weitere psychoanalytische Figuration, in der weiblich kodierte Materialität zum Ausgangspunkt für männliche Subjektwerdung und Repräsentation wird, ist der mütterliche Körper, der nicht nur den Anfangspunkt für die Subjektwerdung markiert, sondern gleichzeitig durch die notwendige Ablösung aus dieser ausgeschlossen werden muss.²⁷

Wenn genderkritische Lektüren genau an diesem Punkt ansetzen, um wie nun am Beispiel Kristevas gezeigt werden soll, (weibliche) Materialität nicht nur als Anfangsmoment für (männliche) Konstitutionsprozesse zu denken, geht es darum, den Komplex von Materialität, Signifikation und Geschlechterdifferenz von Anfang an »neu« zu entwerfen. Kristevas Ansatz führt dabei zunächst zurück zur antiken Familiengeschichte: Platons *chora* wird bei ihr als produktive Materialität konzipiert, so dass – gerade durch den Bezug zur Kosmogonie – Konstitutionsprozesse auf unterschiedlichsten Ebenen gefasst werden können: sprachliche Konstitutionsprozesse (wie durch die Konzeptualisierung der *chora* als das Semiotische deutlich wird), biologische/psychoanalytische (durch den Bezug auf den Körper) wie auch gesellschaftliche (im Anschluss an marxistische/materialistische Theorien). Der Clou an Kristevas Konzept ist jedoch, dass in »ihre« *chora* keine männlich kodierte Form mehr eindringt, sondern die Konstitutionsprozesse durch die Heterogenität der *chora* selbst bewirkt werden. Diese Eigenbewegung der *chora* wird von Kristeva aus unterschiedlichen Per-

spektiven begründet – mal psychoanalytisch als Verwerfungsgeste oder körperliche Triebe und Energien, mal im Anschluss an Hegels Negativität und mal biologisch/physikalisch als Materiespaltung. Materialität ist in Kristevas *Revolution der poetischen Sprache* also kein Begriff, der auf eine Substanz verweist, sondern ein materielles Verwerfen²⁸, d. h. ein performatives Prinzip, das Kristeva zuweilen auch mit dem Begriff der ›Praxis‹ fasst.²⁹ Darüber hinaus wird die ›Bewegung‹ durch die explizite Benennung der *chora* als *semiotische* Materialität, d. h. als eine Materialität, die nicht chaotisch, sondern durch Bahnungen oder Spuren gezeichnet ist, in eine Produktivität überführt, die nicht nur Ordnungsstrukturen oder bezogen auf die Sprache das Symbolische konstituiert und in diesem ›spürbar‹ bleibt, sondern die das Symbolische auch erschüttern und damit neue Konstitutionsprozesse in Gang setzen kann.³⁰ Auf diese Weise erhält die *chora* ein veränderndes, in Kristevas Anschluss an marxistische/materialistische Theoreme und die sich daraus ergebende Terminologie ›revolutionäres‹ Moment.³¹ Wie ein ›revolutionäres‹ Subjekt, das für Kristeva ein Subjekt im Prozess ist, vorzustellen ist, bleibt jedoch offen.³² Stattdessen wird die semiotische Praxis – der Titel *La révolution du langage poétique. L'avantgarde à la fin du XIX siècle: Lautréamont et Mallarmé*³³ legt es auch schon nahe – im zweiten Teil ihrer Monografie nicht so sehr für gesellschaftliche Prozesse oder für die ontogenetische Subjektkonstitution ausgeführt, als vielmehr für die literarische Textproduktion am Beispiel moderner Autoren.

In sprachlichen Signifikationsprozessen macht sich die materielle Bewegung der *chora* insbesondere, so Kristeva, in der poetischen bzw. ästhetischen Sprache bemerkbar, in der das verworfene/verwerfende Materielle im Symbolischen gerade nicht ›besiegt‹ wird, sondern z. B. als Klang oder Rhythmus zur ›Entfaltung‹ kommt.³⁴ Nimmt man die Konzeption der *chora* als Praxis des materiellen Verwerfens ernst, so können Klang und Rhythmus, die sich ja jeweils in Zeit und Raum ›entfalten‹ müssen, nicht auf die Materialität des Signifikanten (als vermeintlichem Zeichenträger im Gegensatz zur Zeichenbedeutung) oder gar auf die so genannte außersprachliche Materialität (wie etwa Laute) reduziert werden, sondern müssten eher im Anschluss an de Man als ›materielle Ereignisse‹ aufgefasst werden, in denen ›sinn-‹ oder ›ordnungsfreie‹ Momente einer dominanten Sprachstruktur sicht- bzw. hörbar werden.³⁵

Da die von Kristeva entworfene materielle Bewegung jeweils konstituierende und destabilisierende Momente hat, stellt sich für ihr Konzept der *chora* ähnlich wie für Irigarays mimende Durchquerungen die Frage, inwieweit ihre *chora* eine dekonstruktive Figur ist und Konstitutionsprozesse ›nur‹ auf ihre Ausschluss-

und Antriebsmechanismen hin beschreibbar macht oder ob aus dieser semiotischen und materiellen *chora* nicht doch Potenzial für eine alternative Ordnung entwickelt werden kann. Kristevas Analogisierung und z. T. auch Verquickung biologischer, psychoanalytischer, philosophischer und sprachtheoretischer Begriffe und Theoreme führen dazu, dass essenzialisierende neben rhetorischen Gesten und selbstreflexive neben emphatisch entwerfenden stehen, so dass eine eindeutige Konzeptualisierung nicht möglich ist.

Trotz dieser Uneindeutigkeit markiert Kristevas Ansatz für das Projekt eines *de-gendering* der Materialität einen entscheidenden Schritt, da sie Materialität im Rahmen von Konstitutionsprozessen als produktives Moment fasst und die Unterscheidung von Form und Materie bzw. die Grenze zwischen dem Semiotischen und Symbolischen im Prinzip zu einer graduellen werden lässt, abhängig davon, inwieweit Wiederholungsmechanismen die materiellen Signifikationsprozesse festigen oder Abweichungen sie destabilisieren. Mit der Aufweichung dieser Opposition muss zwangsläufig auch die Geschlechterdifferenz kollabieren, die ja für die Errichtung und Erhaltung der Form-Materie-Dichotomie funktionalisiert worden war. Nach Kristeva ist die *chora* zwar noch eine weibliche, da ihr aber das männliche Pendant fehlt, ist fraglich, inwieweit die *chora* überhaupt als weibliche kodiert werden kann.³⁶

Die Materialität der Sprache – eine Metapher

Im Zuge des (Post)Strukturalismus sind mehr und mehr die sprachlichen Strukturen und Zeichen in den Blick genommen worden, so dass die Sprache zu einer ›*materia prima*‹³⁷ – und damit auch zu einer ›*prima materia*‹ – geworden ist. Die Hinwendung zur Sprache als Analyse-Material beinhaltet zwar noch keine materielle Konzeptualisierung der Sprache, aber sie verdeutlicht dennoch, dass es in der Auseinandersetzung mit dem Material ›Sprache‹ nicht um abstrakte von sprachlichen Strukturen losgelöste Bedeutung oder Sinnhaftigkeit gehen wird. Die vermehrte Rede von der ›Materialität‹ der Sprache, der Buchstaben, des Signifikanten oder der Zeichen, die sich spätestens seit den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts vermerken lässt,³⁸ versucht vielmehr, die Sprache ›selbst‹, losgelöst von semantischen Inhalten zu beschreiben, und ist deshalb eher als Metapher zu verstehen, die genau die Momente beschreibbar machen soll, in denen es um Störungen oder ein (produktives) Zaudern in der Sinnkonstitution geht.

Die semiotische Beschreibung der Sprache durch de Saussure hat der (post)strukturalistischen Hinwendung zum Material Sprache das nötige Vokabular an die Hand gegeben, um Sprache differenzierter zu beschreiben und mögliche Vorstellungen von der Sprache als unmittelbares, einheitliches oder präsentisches Medium zu demonstrieren, wenn Sprache als ein System von Zeichen beschrieben wird, wobei die Zeichen wiederum »nur Effekte differenzieller Relationen sind. Dies gilt in der de Saussure'schen Konzeption nicht nur für die einzelnen Zeichen, sondern auch für deren Bestandteile, nämlich den Signifikanten und das Signifikat. Das Zeichen erscheint als Einheit nur durch die Abgrenzung zu anderen Zeichen, genauso wie Signifikant und Signifikat als Lautbild respektive Konzept nur in der Differenz zu anderen den Eindruck einer Entität erwecken und gerade deshalb nicht materiell zu verstehen sind.³⁹ Die Verbindung von Gedanken und Sprache »schafft eine Form, keine Substanz«⁴⁰, so ist bei de Saussure zu lesen. Entsprechend verweist er alles Materielle, physikalische Laute oder Schriftzeichen aus seinem Sprach- und Zeichenkonzept und erklärt andere Wissenschaften dafür für zuständig.⁴¹ Der Signifikant ist aus dieser Perspektive rhetorisch formuliert eine Katachrese, und die Suche nach seiner Materialität muss bei de Saussure dann ins Leere führen. Die Rede von der Materialität des Signifikanten findet sich denn auch erst in vor allem (post)strukturalistischen Auseinandersetzungen mit dem de Saussure'schen Ansatz z. B. bei Jacques Lacan, Peter Widmer oder Jonathan Culler.⁴² Zugegebenermaßen ist de Saussures Argumentation wider die Materialität der Sprache nicht immer stringent. Gerade wenn er die Rolle der Sprache im Zusammenspiel von »Denken und lautlicher Materie« erläutert, scheint deutlich zu werden, dass sein Sprachkonzept wiederum nur ein heuristisches Modell ist, das sich in seiner semiotischen Ausrichtung vielleicht von allem Materiellen trennen lässt, das aber in einer sprachphilosophischen Rahmung nicht umhin kommt, Sprache als Bindeglied zwischen diesen beiden Instanzen anzunehmen.

Die Sprache hat also dem Denken gegenüber nicht die Rolle, vermittelst der Laute ein materielles Mittel zum Ausdruck der Gedanken zu schaffen, sondern als Verbindungsglied zwischen dem Denken und dem Laut zu dienen, dergestalt, daß deren Verbindung notwendigerweise zu einander entsprechenden Abgrenzungen von Einheiten führt. Das Denken, das seiner Natur nach chaotisch ist, wird gezwungen, durch Gliederung sich zu präzisieren; es findet also weder eine Verstofflichung der Gedanken noch eine Vergeistigung der Laute statt, sondern es handelt sich um die einigermäßen mysteriöse Tatsache, daß der »Laut-Gedanke« Einteilungen mit sich bringt, und die Sprache ihre Einheiten herausarbeitet, indem sie sich zwischen zwei gestaltlosen Massen bildet.⁴³

Der Gedanke, dass Sprache als Vermittlungs- und Gliederungsinstanz zwischen Lautmaterie und Denken fungiert, weist im Grunde auf eine medientheoretische Beschreibung der Sprache hin, die de Saussure implizit anschnidet, aber nicht weiter ausführt, und die anscheinend den Aspekt des Materiellen in den Blick rücken könnte. Es müsste um die unterschiedlichen auditiven und visuellen (bzw. haptischen) Medialisierungsmöglichkeiten der Sprache über Stimme und Schrift gehen. Gerade die verschiedenen denkbaren Möglichkeiten zeigen jedoch, dass ein allgemeiner und abstrakter Konzeptbegriff wie der der Materie bzw. der Materialität zu undifferenziert ist, um die unterschiedlichen »materiellen« Medialisierungen fassen zu können,⁴⁴ zumal mit dem Begriff der Materie der Gegenbegriff der Form eng verknüpft ist und das Analysepotenzial der Form-Materie-Dichotomie doch gerade durch einen differenzierten Medienbegriff ausgeweitet werden kann.⁴⁵ Ausgehend von McLuhans Diktum »the medium is the message« werden Medien in neueren medientheoretischen Ansätzen nicht mehr als materielle Träger, Techniken, Codes, Repräsentationsformen o. ä. verstanden, sondern als konstitutiv für die Repräsentation, indem sie in der Kommunikation von Ereignissen »sich selbst als spezifische Ereignisse mitkommunizieren«⁴⁶. Neuere Konzeptualisierungen des Medienbegriffs verfahren also analog zu poststrukturalistischen oder diskursanalytischen Argumentationen und formulieren ihre Präsenzkritik, indem sie Medien performativ denken und Medialisierungen zwischen Repräsentation und Ereignis ansiedeln. Für die Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Materialität bedeutete dann der Verweis auf einen medientheoretischen Zugang nur die Verschiebung des Problems.

Wenn Semiotik und Medientheorie offensichtlich nicht helfen können, die Frage zu beantworten, was denn die Materialität der Sprache sei, ist es sinnvoll die Frage umzuformulieren und danach zu fragen, in welcher Funktion der Begriff jeweils eingesetzt wird und welche kultur- und philosophiegeschichtlichen Positionierungen damit einhergehen. In der metaphorischen Rede von der Materialität des Signifikanten, der Zeichen oder der Sprache wird Materialität, wie schon angedeutet, eingesetzt, um Störungsmomente in der Sinnproduktion sichtbar zu machen. Damit reiht sich diese Rede aber in diskursive Formationen ein, in denen – je nach Disziplin – Materie, Material oder Materialität als »widerständiges« Prinzip in Opposition zur Form gesetzt werden – selbst wenn die materielle Widerständigkeit positiv bewertet und Materialität, wie es in poststrukturalistischen und dekonstruktiven Analysen sicherlich der Fall ist, nicht mehr präsenz- oder substanzlogisch gedacht wird.

Frage nach der Möglichkeit geschlechtlich nicht kodierter Prozesse der Subjekt-
konstitution verabschiedet.

Rhetorische Kunstgriffe: Materialität und Sprache chiasmatisch verfügt

Für das Projekt eines *de-gendering* der Materialität markieren die poststrukturalistische Ansätze sicherlich einen wichtigen Schritt, auch wenn sie, wie beschrieben, ihr Augenmerk eher auf innersprachliche Prozesse und nicht auf die Möglichkeiten sprachlicher Referenzialität gerichtet haben, referenzielle Bezüge vielmehr mehr oder weniger explizit gekappt⁴⁴ oder die »schwindelerregende[n] Möglichkeiten referentieller Verirrung«⁴⁵ durch die sprachliche Performativität betont haben. Mit Judith Butler lässt sich nun eine Theoretikerin anführen, die sich in ihrer Monografie *Körper von Gewicht* genau für die »Verknüpfung« von Sprache, Materialität und so genannter außersprachlicher Wirklichkeit interessiert. Diese so genannte außersprachliche, materielle Wirklichkeit versteht Butler als diskursiven Effekt, d. h. als »ein[en] Prozeß der Materialisierung, der im Laufe der Zeit stabil wird, so daß sich die Wirkung von Begrenzung, Festigkeit und Oberfläche herstellt, den wir Materie nennen.«⁴⁶ Sie knüpft dabei an Foucaults Diskursbegriff als einem Prinzip »regulierender Macht«⁴⁷ an und kann damit mögliche geschlechtliche Kodierungen von Materie/Materialität gleich als diskursiven Effekt ausstellen. Der Gefahr, die so genannte außersprachliche materielle Wirklichkeit damit aus dem Blick zu verlieren oder sie gar mit »sprachlichen« Elementen zu verwechseln, begegnet Butler, indem sie von der Sprache und der so genannten außersprachlichen Welt schreibt, sie seien »miteinander verfügt, chiasmatisch in ihrer wechselseitigen Abhängigkeit, aber nie völlig zur Deckung zu bringen, beziehungsweise aufeinander zu reduzieren«⁴⁸.

Die Materialität der Sprache, im Grunde die des Zeichens, das versucht »Materialität zu bezeichnen, verdeutlicht, daß es nicht der Fall ist, daß alles, einschließlich der Materialität, immer schon Sprache ist. Die Materialität des Signifikanten (eine »Materialität«, die sowohl Zeichen als auch deren signifikatorische Wirksamkeit umfaßt) impliziert vielmehr, daß es keine Bezugnahme auf eine reine Materialität geben kann, außer auf dem Weg über Materialität.⁴⁹

Wenn Butler die signifikatorische Wirksamkeit des Signifikanten an seine Materialität bindet, an seine »Phänomenalität«, die »stets schon materiell ist«⁶⁰, wird deutlich, dass sie nicht von einem de Saussure'schen »Signifikanten« spricht,

Die Metapher der widerständigen Materialität hat in (post)strukturalistischen und dekonstruktiven Ansätzen insofern eine – poetologische – Funktion, als sie auf die Nicht-Beherrschbarkeit sprachlicher Prozesse verweist und damit auch auf das »entprivilegierte« Subjekt, das nicht mehr »Herr« der Signifikationsprozesse ist. Wie sehr diese Materialität als Metapher, wenn nicht gar als Katachrese zu verstehen ist, zeigt sich z. B. an Paul de Mans »Materialität des Buchstaben« oder der »Letter«, die »simproduzierendes oder referenzielles Lesen verunmöglicht.«⁴⁷ Diese »Materialität des Buchstaben« meint nicht die zu lesenden Grafeme, sondern »visualisiert« scheinbar die »Eigenständigkeit« der Sprache.⁴⁸ In Derridas pointierter Lektüre wird sie als »widerständige Kraft« formuliert, die in der Sprache »arbeitet.«⁴⁹ Materialität wird damit zu einer Bewegung bzw. zu einem Ereignis, das nicht durch die Sprache festgestellt werden kann, und umgekehrt wird Performativität in der de Man'schen Perspektive als »materielles Ereignis« vorstellbar.⁵⁰ Im Gegensatz zu Kristeva, deren materielle Verwerfungen im Vorgriff auf de Man als »materielle Ereignisse« bezeichnet worden sind, fehlt den de Man'schen »materiellen Ereignissen« allerdings die Akzentuierung des hervorbringenden Moments. Dies mag daran liegen, dass die »Materialität des Buchstaben« nicht mit einem konzeptuellen Materialitätsbegriff »gefüllt« wird, auch wenn dieser durch den Gedanken der Widerständigkeit zunächst durchaus in den gängigen diskursiven Formationen verortbar zu sein scheint. Der de Man'sche »Materialitätsbegriff« – der ja gerade kein Begriff ist – ist ein formaler, der eine systematische Funktion erfüllt und der sich durch die Einführung mit seinem Gegenbegriff, nämlich dem der Form, gleich als dekonstruktiver zu lesen gibt.⁵¹ Die Konsequenz dieser Gedankenkette lässt sich wiederum in ihrer Zuspitzung mit einem Rückgriff auf Derrida verdeutlichen:

Assuming the risk of this formula, although de Man does not do so himself, I would say that it is a materiality without matter, which, moreover, allies itself very well with a formality without form (in the sense of the beautiful synthetic and totalizing form) and without formalism. De Man, it seems to me, in his thinking of materiality, is no more materialist than he is formalist.⁵²

Mit der Metapher der »Materialität des Buchstaben« werden also »innersprachliche« Zusammenhänge sichtbar gemacht, die gleichermaßen materiell wie formal vorstellbar sind – mit dem Effekt, dass die Materie-Form-Dichotomie und mit ihr jegliche geschlechtliche Kodierung dieser Dichotomie kollabiert. Dies ist nur konsequent, denn in dekonstruktiven Ansätzen sollen sprachliche Prozesse gerade de losgelöst werden von Subjektpositionen.⁵³ Allerdings wird damit zugleich die

sondern implizit medientheoretisch argumentiert, ohne dies auszustellen oder auszuführen, da sie von einem realisierten bzw. medialisierten ausgeht, der sich aber wiederum nicht auf Laute oder Grafeme reduzieren lässt, sondern durch differenzielle Relationen erst hervorgebracht wird.⁶¹ Es hätte sich aus dieser Perspektive vielleicht eher angeboten von materiellen/medialisierten Zeichen zu sprechen, schließlich lassen sich Signifikanten nicht ohne ihre Signifikate denken oder gar realisieren. Indem Butler aber an die Rede von der Materialität des Signifikanten anknüpft, rufen ihre Ausführungen die Metapher der materiellen Widerständigkeit auf und verweisen auf den Perspektivwechsel, den die Rede vom materialisierenden Potenzial der Sprache markiert: »So gesehen sind also Sprache und Materialität nicht entgegen gesetzt, weil die Sprache sowohl das ist als auch auf das verweist, was materiell ist, und was materiell ist, entgeht niemals ganz dem Prozeß, durch den es signifiziert wird.«⁶² Die Materialität der Sprache ist für Butler also eine *materialisierende*, eine hervorbringende. Gleichzeitig schließt der Begriff des Signifikanten – eher als der des Zeichens vielmals – das Konzept der >differenziellen Relationen< mit ein, die Sinn nicht nur hervorbringen, sondern auch destabilisieren, und integriert damit in den Materialisierungsprozess die Möglichkeit der Veränderung – oder anders formuliert: durch diesen Begriff werden die, mit de Man gesprochen, »materiellen Ereignis-sexe< gleich mit in den Materialisierungsprozess eingebaut.

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass die Verknüpfung zwischen >signifikatorischen Wirksamkeit und der Materialität des Signifikanten als >Verunreinigung< beschrieben wird,⁶³ d. h. durch eine Metaphorik, die eine Infiltration suggeriert und damit eine materielle Grenzüberschreitung verbildlicht, die den signifikatorischen Prozess wiederum erst in Gang zu bringen scheint. An anderer Stelle greift Butler ebenfalls auf eine materielle Metaphorik zurück, wenn sie von der >Sedimentierung< schreibt, die einen Signifikanten nach und nach herstellt.⁶⁴ Konsequenterweise müsste Butler sich von einer Vorstellung wie der von der Materialität des Signifikanten verabschieden, da der Signifikant als ein mediales und performatives wirksames Ereignis beschrieben werden müsste, das allenfalls das Attribut »materiel« bekommen könnte. Damit würde aber die auf den ersten Blick sehr eingängige Argumentation, dass der Effekt von Materialität durch das materialisierende Potenzial sprachlicher Materialität entstände, aus den Angeln gehoben. Die metaphorische Rede über den Signifikanten lässt vergessen, dass ein Signifikant der Effekt einer differenziellen Relation ist, und ermöglicht damit erst die Suggestion seiner Materialität, die gleichwohl bei Butler nie als substantielle Entität ausgegeben wird, sondern

zwischen außer- und innersprachlicher Materialität schwankt bzw. beide verbindet. Die Kunst ihrer Argumentation liegt denn auch in dem Moment der Verknüpfung, das unterschiedliche Konzepte engführt, ohne sie ineinzusetzen. Neben der materiellen Metaphorik wäre hier insbesondere Butlers »chiastische Verknüpfung von Materialität und Sprache zu nennen, die Butler, wie schon zitiert, anführt, um das Verhältnis von Materialität und Sprache zu fassen, wenn sie Materialität in den Signifikationsprozess hineinverlegt, aber nicht mit diesem identifiziert und wenn sie die materielle Wirklichkeit als immer von Signifikant infiltriert beschreibt, ohne sie aber mit dieser deckungsgleich zu setzen. Dass es sich dabei um die rhetorische Figur des Chiasmus handelt, ist besonders pikant, denn der Chiasmus ist in der Rhetorik gerade die Figur, die Gegensätze verbinden kann, ohne Differenzen aufzulösen oder gar geschlossene Einheiten zu konstituieren.⁶⁵ Rhetorische Figuren sind also der Kitt, aus dem die Verknüpfung von Sprache und Materialität gemacht ist, und dank dieser rhetorischen Logik erhält die Sprache zumindest ein materialisierendes Potenzial, das in *Körper von Gewicht* mit der Metapher der Materialisierung auf einen Begriff gebracht wird.⁶⁶

Offensichtlich lässt sich die Kluft zwischen Sprache und so genannter außersprachlicher Materialität im Rahmen eines semiotischen Zeichenkonzepts und/oder einer diskursanalytischen Perspektive auf Sprache nicht ohne weiteres überwinden. Butlers Argumentation zeigt aber, dass diese nicht notwendigerweise als dichotome gedacht werden muss, sondern rhetorisch überbrückt werden kann. Ihre rhetorischen Strategien erlauben es, Bezüge zur außersprachlichen Wirklichkeit, d. h. auch zu geschlechtlich (nicht) kodierter Materie respektive Körpern herzustellen, die für die Gestaltung des Verhältnisses von Sprache, Subjektkonstitution und Materialität produktiv gemacht werden können. Butler beginnt dazu im Anschluss mit einer Revision der Lacan'schen psychoanalytischen Verknüpfung von Subjektkonstitution, Körperlichkeit und Semiotik. Sie zeigt, dass Lacans Herleitung des Phallus als (ein männliches Subjekt) zur Rede privilegierendes Zeichen auf einer paradoxen Argumentation beruht, in der der Phallus vom männlichen Geschlecht abgeleitet wird, in der diese Ableitung aber verleugnet werden muss, um den Phallus als privilegiertes Zeichen setzen zu können, d. h. als ein Zeichen, das gerade nicht durch die Koppelung an ein Signifikat und eine materielle Medialisierung gebunden wird. Die Butler'sche Lektüre zielt darauf ab, die Instabilität der paradoxen Koppelung von Phallus und Körperteil vorzuführen und für eine Verschiebung auszunutzen, d. h. sie zeigt, inwieweit jedes Zeichen einer Symbolisierung bedarf (und auch

Donna Haraway hat in ihren Überlegungen zur Materialität den Begriff des »situierten Wissens« eingeführt, um Materialität nicht nur durch die Sprache hindurch als diskursiven Effekt thematisieren zu müssen, sondern gleichsam »näher« an sie heranzukommen.⁷¹ Wissen ist für sie immer »materiell-semiotisch« produziert, wobei die »Objekte« an der Wissensproduktion beteiligt sind. Sie argumentiert dazu auf zweifache Weise: Einerseits ist Wissen abhängig von den Technologien der Wissenschaften, die es produzieren und lesbar machen, die also materiell-semiotisch funktionieren und damit immer nur situiertes Wissen hervorbringen.⁷² – Dass hier implizit auf die Medialität und Rhetorik technologischer Wissensproduktion angespielt wird, versteht sich von selbst. – Andererseits sind auch die »Objekte« bei Haraway an der »Produktion« beteiligt. Sie nennt sie wiederum »materiell-semiotische Akteure«⁷³ und begründet ihre »Aktivität« im Rückgriff auf einen Materiebegriff wie er z. B. in der Molekularbiologie angesetzt wird, wenn das Immunsystem des Körpers als kybernetisches System beschrieben wird, das in der Lage erscheint, Informationen aufzunehmen, zu verarbeiten und entsprechend Abwehrkräfte zu aktivieren.⁷⁴

Wenn Haraway von der Seite der Materialität aus argumentiert, impliziert dies keinen naiven präsenzlogischen Materiebegriff – von dem sie sich schließlich explizit abgrenzt⁷⁵ –, sondern eine philosophische Positionierung auf Seiten der »Materialisten«, die für sie u. a. für eine Kritik an wissenschaftlichen Allmachtsphantasien stehen – wenn Materie »eigenmächtig« und unkalkulierbar sein kann.⁷⁶ Mit anderen Worten, das (männlich und immateriell gedachte) Wissenschaftlersubjekt wird entprivilegiert und die bestehenden Dichotomien wie Subjekt-Objekt, geistig-materiell, männlich-weiblich etc., die die Ermächtigung dieses Subjekts erst ermöglicht haben, werden unterlaufen. Mit der Erfindung von Grenzfiguren – unter denen die Cyborgs sicherlich die prominentesten sind – besetzt Haraway die Schnittstellen zwischen den genannten Dichotomien, so dass Figuren entstehen, die materiell und geistig bzw. semiotisch sind, sowohl Subjekt- als auch Objektpositionen einnehmen, die nicht über eine Geschlechterdifferenz bestimmt werden und die sich zwischen Technik und Natur ansiedeln, mit der Konsequenz, dass sie auch nicht mehr über einen einzigen dieser Begriffe verortbar sind, sondern nur noch mit Hilfe dieser Begriffe als »materiell«, »technisch«, »semiotisch« etc. beschrieben werden können. Das »Materielle« dieser Grenzfiguren meint dabei jedoch keine konkrete Materialität mehr, sondern eine Positionierung oder Situierung, da der Materiebegriff für die Ver-

jeder Signifikant eines Signifikats), um als Zeichen (respektive Signifikant) funktionieren zu können, dass aber diese Koppelung – hier an ein bestimmtes Körperteil – wiederum eine sprachliche Setzung ist, die verschoben oder durch eine »neue« Erfindung ersetzt werden kann.⁶⁷

Ihre »Fiktion«⁶⁸ des lesbischen Phallus zeugt von einer solchen Verschiebung, die nicht nur mit dem Konnex von Männlichkeit, Subjektposition und wirkmächtigem Sprechen brechen will, sondern auch noch mit der damit verbundenen heterosexuellen Geschlechtermatrix. Wie die Ausführungen jedoch auch zeigen, rückt die Frage der Materialität für Butler in diesem Zusammenhang in den Hintergrund und wird nur noch implizit durch die Thematisierung des Körpers mit behandelt.⁶⁹ Wenn im Mittelpunkt ihres Interesses die Frage steht, wie ein privilegiertes Zeichen vorgestellt werden kann, das alle »haben« und »sein« können, das beliebig getauscht werden und zwischen den Subjekten frei zirkulieren kann, läuft ihre Argumentation implizit auf eine Problematisierung der Zeichenökonomie hinaus, ohne dass jedoch eine andere systematisch oder zumindest rhetorisch entworfen würde.⁷⁰ Ihr lesbischer Phallus, wie sich auch schon an der Kombination der beiden Termini lesbisch und Phallus ablesen lässt, fungiert vielmehr selbst als störendes, destabilisierendes und verschiebendes Zeichen in einer männlich kodierten und heterosexuell ausgerichteten Geschlechtermatrix. Gleichzeitig trägt das Konzept des lesbischen Phallus aber explizit männliche und weibliche, hetero- und homosexuelle Kodierungen in sich, die immer wieder auch auf die bestehenden Dichotomien in der Geschlechterdifferenz und der Kodierung von Form und Materie rückverweisen. Um eine geschlechtlich nicht kodierte, materiell bzw. körperlich verankerte Subjektposition zu entwerfen, müsste die Erfindung noch etwas weiter getrieben werden. Die Materialität des gesuchten privilegierten, aber nicht naiv präsenzlogisch gedachten Zeichens müsste sich – paradox genug – der Diskursivierung entziehen und dürfte auch nicht nur in der Medialisierung dieses Zeichens begründet liegen, da beides, eine diskursiv produzierte Materialität und ein materiell realisiertes Zeichen auf die rhetorische Verknüpfung von Sprache und Materialität zurückgehen. Es müsste eine Materialität sein, die wirkt, sich aber der Vermessung entzieht, ohne dabei jedoch zu einem Formbegriff zu werden.

wendung in neueren wissenschaftlichen Disziplinen rund um die *Technoscience*, in denen gerade eine Disziplinenüberschneidung bzw. -verknüpfung stattfindet und aus deren Perspektive auch Haraway ihre Argumentationen entwickelt, viel zu allgemein ist. Zwar steht gerade in diesen Disziplinen die Unterscheidung zwischen organischer, anorganischer, natürlicher oder künstlicher Materie zur Disposition, aber mit der Problematisierung unterschiedlicher ›Materietypen‹ geht auch die der Differenzierung zwischen Repräsentations- und Produktionsverfahren einher, so dass die Entscheidung, wann von der Repräsentation eines Modellprozesses, von einem Artefakt und/oder von einem sich selbst organisierenden System gesprochen werden kann, nicht mehr über einen allgemeinen Materiebegriff zu klären ist. Stattdessen wird die Debatte über die Verwischung, Erhaltung oder Verschiebung dieser Grenzen rhetorisch geführt, wie in Analysen zu den rhetorischen und narrativen Anteilen in den Argumentationsstrategien der *Technoscience* immer wieder aufgezeigt wird.⁷⁷

Haraway selbst verweist dabei auch immer wieder auf ihre eigenen rhetorischen und narrativen Strategien und formuliert ihr Schreiben als Suche nach einer angemessenen Schreibpraxis, die nicht mehr das Argumentieren in Begriffssysteme suggeriert, wissenschaftliche Forschung zwar diskursanalytisch reflektiert, vor allem aber in ›Geschichten‹ ›neu‹ erzählt:

Ich versuche herauszuarbeiten, was ich unter Figuration und Narration verstehe, wie dies mit meiner Vorstellung von heterogener Praxis zusammenhängt; auf welche Weise diskursive Konstruktionen und Materialität zusammengedacht werden können, ohne einen Gegensatz zu bilden; wie die verschiedenen Arten von Tropen funktionieren und wer die AkteurInnen in den Szenarien der Konstruktion von Wissen sind. [...] Und ich versuche, eine bessere Schreibpraxis für diese Fragen zu erarbeiten und dabei zu verstehen, wie die wissenschaftlichen Disziplinen als kulturelle Praktiken funktionieren. All das läßt sich selbstverständlich nicht in eine klares Vorher und Naher aufteilen. Es beschreibt eher ein durchgängiges Netz aus Fragen und Themen.⁷⁸

An zentraler Stelle, wenn sie die Schnittstelle zwischen den ›ehemaligen‹ Dichotomien wie Subjekt-Objekt, Geist-Materie etc. nicht mit einer explizit erfundenen Grenzfigur wie den Cyborgs besetzt, sondern ›konzeptueller‹ mit dem ›Begriff‹ der ›materiell-semiotischen Akteure‹ zu fassen sucht, bietet sie jedoch keine ausgestellte rhetorische Geste an. Paradoxerweise kann gerade die Zuschreibung ›materiell-semiotisch‹ über die ›Schnittstelle‹ nicht hinwegführen, denn es wird nie ausgeführt, wie die Anbindung der Materialität an einen Zeitbegriff, den das Attribut ›semiotisch‹ schließlich aufruft, vorzustellen ist.⁷⁹ Das semiotische Potenzial kann Haraway durch die Analogisierung materiel-

ler/organischer Produktivität/Aktivität mit einem kybernetischen System – zu denken ist an das schon genannte Beispiel des Immunsystems – an Materialität binden, ohne dass ein ›wie‹ konzeptuell angeboten wird. Letztlich ist es der Bindestrich, der beides verbindet und die Vorstellung eines materiell-semiotischen Prozesses ermöglicht, der weder naiv-präsenzlogisch funktioniert noch diskursiv vollständig eingeholt werden kann. Er kann aber, und darin liegt seine Produktivität, eine Schnittstelle als dichotom gesetzter Konzepte (er)finden (und auf das Minimum eines Bindestrichs reduzieren), um somit einen Punkt zu markieren, von dem aus ›neu‹ argumentiert werden kann; er kann die Welt zu einer ›materiell-semiotischen Agentin‹⁸⁰ werden lassen, die gemeinsam *undercover* im geheimen Auftrag agiert und damit an den Effekten an der Diskursoberfläche beteiligt ist und die als Grenzgängerin die vormalige Dichotomie des Wissenschaftersubjekts auf der einen Seite und der Materie als Untersuchungsgegenstand auf der anderen neu besetzt. In dem geschlechtlich nicht kodierten materiell-semiotischen Prozess der Agentin steht das ›Materielle‹ dabei für eine Positionierung in zweifacher Hinsicht, für eine Situierung der Semiose im Materiiellen und für einen rhetorischen Einsatz des Materiellen gegen wissenschaftliche Allmachtsphantasien.

Materiell-semiotische Flecken und Agenten in der Literatur

Auf der Suche nach einem privilegierten/privilegierten Zeichen, das eine Subjektposition markiert, ohne eine geschlechtliche Identität privilegieren zu müssen, bietet es sich entsprechend an, auf den Konnex des Materiell-Semiotischen, wie von Haraway entwickelt, zurückzugreifen, da er wirkmächtiges Sprechen ermöglichen würde, aber diese Position nicht absolut setzte. Als Figuration eines solchen Zeichens wäre das zu Beginn zitierte Beispiel aus John von Düffels Roman *Ego* vorstellbar: Der ›erhabene Nabel des Ich-Erzählers‹ würde zu einem materiell-semiotischen Fleck, der an die Nichtverfügbarkeit der eigenen Geburt bzw. des körperlichen Anfangs und damit letztlich auch an die Sterblichkeit/Endlichkeit des Subjekts erinnerte, es gleichzeitig auf diese Weise aber auch erst konstituiert. Im Gegensatz zum de Saussure'schen Zeichen, in dem die Verknüpfung von Signifikat und Signifikant (und Referent) arbiträr ist, müssen im Nabel Materialität, Medialität und Semiotik im Sinne des Haraway'schen Bindestrichs unauflöslich miteinander verbunden gedacht wer-

den, denn die Setzung der Subjektposition wird ja erst durch die körperlich-materielle Realisierung möglich und wirksam. Wenn gerade der Nabel sich als materiell-semiotischer Fleck eignet, weil mit ihm der Gedanke des sich entziehenden Ursprungs verbunden werden kann, zeugt dies natürlich von Redeformationen des westlichen Diskurses.⁸¹ Es geht jedoch auch nicht um das unmögliche Unterfangen, diese Zeichenfiguration außerhalb der Diskurse anzusiedeln, sondern darum, ein mögliches Wechselspiel von Materialität und Signifikation zuzulassen, das in den Diskursen wirkt und von diesen nicht vollständig eingefangen werden kann.⁸² Der Versuch, die materielle Situierung des entstehenden Subjekts als Garant für dessen Entmündigung anzunehmen, verweist auf der anderen Seite auf eine Ermächtigung der Materialität, die sich in den neueren Disziplinen rund um die *Technoscience* aus der Logik dieser Diskurse begründen lassen mag, die in ihrer Übertragung auf Konstitutionsprozesse des Subjekts aber eine rhetorische ist – eine Geste der Verleihung. Als rhetorische Figur *par excellence* wäre in diesem Zusammenhang die *Prosopoiia* zu nennen, die Stimme und Gesicht verleiht, d. h. gerade die Attribute, die im westlichen Diskurs auf eine Subjektposition hindeuten.⁸³

In John von Düffels Roman *Ego* zeigt sich der Nabel des Ich-Erzählers bezeichnenderweise auch als *pars pro toto* eines ›Gesichts‹, denn mit großer Beharrlichkeit thematisiert der Ich-Erzähler immer wieder sein Nabellid oder verleiht seinen Nabel mit einem Grübchen. Wenn für den Ich-Erzähler das Lid jedoch wichtiger wird und es darum geht, das Grübchen, das metonymisch auf den Mund verweist, im Hintergrund verschwinden zu lassen, ließe sich dies wiederum als die schon erwähnte, paradoxe und dementsprechend ironisch prä-sentiertere Hybris des Erzählers lesen, seine Körpermaterie beherrschen und bestaunen, aber nicht ›eigenständig‹ sein, oder um in der Metaphorik zu bleiben, sprechen lassen zu wollen.

Die Figuren mit einem materiell-semiotischen Fleck haben in der Gegenwartsliteratur bisher allerdings eher Entwurfcharakter, die eine ›neue‹ Geschlechterordnung andeuten, ohne jedoch in sie hinüberzuführen, wie sich auch an Düffels Text, insbesondere an seinem unentschiedenen Ende, zeigen ließe. Während Düffels *Ego* noch in einem ›realistischen‹ Ambiente situiert wird, bedienen sich viele andere Romane in diesem Zusammenhang zahlreicher grotesker und phantastischer Elemente. Zu nennen wäre z. B. Karen Duves *Regenroman*, in dem die Moorlandschaft, die für den Text von entscheidender Bedeutung ist, Materialität zum zentralen Thema des Romans werden lässt. Leon, der Protagonist, Schriftsteller von Beruf und im Gegensatz zu Düffels Ich-

Erzähler gerade kein Mann von beeindruckender Schönheit, kauft sich ein Haus am Rande des Moors, in der Hoffnung dort seine nächsten Buchprojekte verwirklichen zu können.

Das Moor ist im *Regenroman* eine Art Ur-Ort, an dem alles entsteht und vergeht, gedeiht und verrottet:

Schicht auf Schicht. Verwelkter Wildhopfen und Lianen verflochten die Sträucher zu einer dschungelartigen Wildnis ohne Blätter, die gleichzeitig üppig und tot, amnützig und furchterregend winkte [...]. Ein einzelner Regentropfen fiel [...] und war genauso kalt und naß wie vor hundert Millionen Jahren [...].⁸⁴

Es erinnert damit an die materiellen Verwerfungen und das produktive Potenzial der Kristeva'schen – mütterlich – kodierten *chora*, zumal das Moor mehr als einmal durch Vergleiche und Beschreibungen als weiblicher Ort beschrrieben wird.⁸⁵ Die Figuren, die sich in ihm bewegen und dort leben, scheinen entsprechend auch einer ›anderen‹, aber nicht erkennbaren Ordnung bzw. einer Ordnung im Prozess zu entspringen, z. T. handelt es sich um Fabelwesen wie den ›samtschwarze[n] Salamander‹⁸⁶, z. T. sind es Figuren wie das merkwürdige Geschwisterpaar Kay und Isadora (in dem Erstere androgyn und Letztere als eine Art ›Urmutter‹ dargestellt werden),⁸⁷ z. T. auch Tiere wie die Nacktschnecken, die als Zwitterwesen und damit als autonome Organismen *par excellence* explizit eine heterosexuelle Geschlechterordnung unterlaufen. Erschreckend ›konturlos‹ ist das Moor für Fremde, die in ihm wie in einem Labyrinth herumirren, ständig davon bedroht sind, von ihm verschlungen zu werden und sich nur in der Gegenwart zu recht finden, nämlich der Stadt, die eine Welt der ›starken‹ Männer ist.

Leon, der eher als weicher, um nicht zu sagen weiblicher Typ beschrieben wird, hat es entsprechend der Logik des Romans in der Stadtwelt schwer, so dass die Wahl eines Hauses am Rande des Moors für ihn nur konsequent ist. Allerdings erweist er sich an diesem Ort bald als nicht mehr in der Lage, für die Stadtwelt zu schreiben. Es dauert nicht lange, bis diese Figur, nicht ›richtig‹ männlich, aber auch nicht ganz weiblich, vom Moor ›markiert‹ und damit in die Moorordnung aufgenommen, d. h. zu einem Zwitterwesen wird. Gleich zu Beginn bespuckt ihn eines der Moorwesen, der Salamander, und der ›milchige Schleim‹ hinterlässt eine ›rote nässende Stelle‹⁸⁸, die als materiell-semiotischer Fleck gelesen werden könnte. Der Fleck als materielles Zeichen verleiht Leon in seiner ›nässenden Materialität‹ eine dem feuchten Moor ähnliche Konsistenz und verweist in seiner Zeichenhaftigkeit auf die ›andere Ordnung‹, d. h. auf das Werden und Vergehen im Moor, von dem Leon ein Teil werden wird.⁸⁹ Im Ver-

lauf des Romans verfällt Leons Körper mehr und mehr, bis ihm schließlich alle Attribute fehlen, die mit männlicher, womöglich formender Stärke in Verbindung gebracht werden könnten. Stattdessen bleibt ihm ein massiger Körper, der sich »wie Teig in die Form der Wanne«⁹⁰ schmiegt und seine spätere Anwendung an das Moor, den materiellen Ort des Werdens und Vergehens, vorwegnimmt. Sein männliches Geschlecht, das »schlaff und krumm auf der Sesselkante kauert«⁹¹ hält Leon gar für eine »Schnecke«, so dass der Platz des Phallus, den der Schriftsteller haben und der seine Körperlichkeit verdecken könnte, durch ein schleimiges Zwitterwesen eingenommen wird, das quasi als materiell-semiotischer Agent des Moors Leon ins Moor holt. Durch seine Formlosigkeit dem Moor anverwandelt, stürzt er sich schließlich in dieses hinein, wird von Letztem aufgenommen, »in den Schoß seiner wahren Mutter«⁹² und wird zu »Moder unter Moder«⁹³.

Allerdings bleibt das Moor im *Regenroman* ein potenzieller Ort, da die Möglichkeiten des Werdens nicht in einen lesbaren Prozess der Signifikation münden, denn die Gesten der Verteilung bzw. das Werden lassen sich nicht systematisch in rhetorischen Strukturen erschließen. Das Moor als mütterlicher Un-Ort des Werdens und Vergehens ohne erkenn- oder gar benennbare Strukturen ist damit aber auch kein (verbal) bewohnbarer Ort – nicht zuletzt weil er als mütterlicher immer noch an das männliche Pendant gebunden bleibt. Zwar lässt sich der allgegenwärtige, sinnflutartige Regen durch die mit ihm assoziierten biblischen Konnotationen sicherlich ironisch als eine göttliche Strafe lesen, die die bisherige männlich kodierte und heterosexuell organisierte Welt untergehen lässt. Aber dieser Regen, der Titel gebend für den Roman ist, schwemmt schließlich alles, einschließlich Leons Haus hinweg, so dass auch am Rande des Moors oder gar im Moor »selbst« nichts dauerhaft entstehen kann und die Ironisierung entsprechend auf den vermeintlich positiven Entwurf einer anderen Kosmogonie übertragen wird, zumal die ironischen Darstellungsverfahren und die z. T. eher als ekelig oder grotesk zu bezeichnenden Figuren – zu denken ist an die Schnecken oder die Schnecken verspeisende Isadora – einer solchen Lektüre des Moors entgegenstehen. Die materiell-semiotischen Prozesse des Moors (genau wie die der *chora*) müssten schon zu Flecken führen, die im Diskurs lesbar gemacht werden könnten – statt zu »Moder unter Moder«, wie es für Leon der Fall ist, dem damit gerade keine Subjektposition mehr zuteil wird.

Der Titel des *Regenromans*, wird er als implizit formulierte Poetik gelesen, benennt zwar nur ironisch einen poetologischen Stoff, der die bestehenden Gefüge wegschleppen könnte. Er verweist indirekt damit aber auch auf das Potenzial

des Materiellen in diesen Prozessen, das zu einem *de-gendering* führen könnte, auch wenn der Roman, gerade was einen Großteil der Figurenkonstellationen betrifft, in seinen Ironisierungen sehr plakativ auf die Geschlechterdifferenz zurückgreift. Nimmt man jedoch an, dass materiell-semiotische Flecken, d. h. Zeichenfiguren wie die des Nabels oder des nässenden Flecks als privilegierte Zeichen sich in den bestehenden Diskursformationen selbstständigen könnten, wäre das Projekt geschlechtlich nichtkodierter, körperlich-materiell entwerfener Subjektpositionen und damit auch eines *de-gendering* der Materialität gelungen. Die verleihende – prosopopöische – Geste wäre dabei jedoch immer mitzubedenken, so dass die Rhetorik sich auf diese Weise ihrerseits nicht nur als produktives und wirkmächtiges Regelwerk, sondern auch als materiell-semiotische Technik erweise.

Anmerkungen

- 1 Duffel: *Ego*, 9.
- 2 Duffel: *Ego*, 264.
- 3 Vgl. Duffel: *Ego*, 49.
- 4 Vgl. z. B. Duffel: *Ego*, 96.
- 5 Vgl. z. B. Duffel: *Ego*, 137.
- 6 Zum Nabel als Zeichen vgl. Bronfen: *Das verknötte Subjekt* oder ihren Aufsatz: Vom Omphalos zum Phallus.
- 7 Vgl. de Man: Phänomenalität und Materialität bei Kant, 27 und Bronfen: Vom Omphalos zum Phallus, 128, 146. In ihrer Monografie *Das verknötte Subjekt* beschäftigt sich Bronfen ebenfalls mit dem Nabel, liest ihn jedoch in viel stärkerem Maße als dekonstruktive, sich entziehende Figur, so dass die Frage nach seiner Materialität in den Hintergrund rückt.
- 8 Vgl. Duffel: *Ego*, 219.
- 9 Vgl. Duffel: *Ego*, 10.
- 10 Duffel: *Ego*, 219.
- 11 Vgl. z. B. Derrida: Typewriter Ribbon, 350ff. oder Assmann: Sprache der Dinge.
- 12 Menke: »Unglückliches Bewußtsein«, 286.
- 13 Vgl. Platon: *Timaios*, 79ff. Platon liefert im *Timaios* durchaus auch andere Erklärungsmodelle für die Begründung der Kosmogonie, so z. B. wenn er sie als durch zwei unterschiedliche, sich in Bewegung befindende Dreiecksarten erklärt, aus denen die vier Elemente entstehen usw., also durch eine auf Heterogenität zurückgehende Bewegung, die keines »äußeren« Anstoßes bedarf und die für die modernen Naturwissenschaften durchaus leitend war. Vgl. Platon: *Timaios*, 85ff.; Mainzer: *Materie*, 14f.
- 14 Vgl. zur Konzeption der Materie als Möglichkeit Aristoteles: *Über die Seele*, 59f. (d. i. aus Buch II, Kap. 1, 412a); zur Materie verglichen mit dem »Weiblichen«, aber in Abgrenzung zur platonischen *chora* als Entstehungsort Aristoteles: *Physik*, 47, 155f. (d. i. respektive aus

- Buch I, Kap. 9, 19 2, Buch IV, Kap. 2, 209b/210a). Vgl. auch Aristoteles: *Metaphysik*, 41ff, 47ff (d. i. aus Buch VII, Kap 10, 1034b/1035a,b/1036a/b).
- 15 Vgl. Platon: Die Affektionsfreiheit des Unkörperlichen, 163.
- 16 Vgl. Platon: *Timaios*, 81ff.
- 17 Vgl. Irigaray: *Speculum*, 170f.
- 18 Vgl. dazu auch das Kapitel »Der Spiegel von der anderen Seite« in Irigaray: *Das Geschlecht das nicht eins ist*, 7-21.
- 19 Irigaray: *Das Geschlecht das nicht eins ist*, 78.
- 20 Zum Begriff des anderswo vgl. z. B. Irigaray: *Das Geschlecht das nicht eins ist*, 78.
- 21 Irigarays mimentende Lektüren sind z. T. Wiederholungen im buchstäblichen Sinn, wenn sie in *Speculum* mit dem Kapitel »Eine Mutter aus spiegelndem Eis« eine Zitatomontage aus Platon-Texten in ihren Text einfligt. Durch die Rahmung und die Zusammenstellung werden die wieder(ge)holten Textpassagen derart radikalisiert, dass sie die genannte Familiengeschichte ergeben. Die Montage gibt sie jedoch gleichzeitig als inszenierte und damit auch ironisierte Geschichte zu lesen. Vgl. Irigaray: *Speculum*, 212-225.
- 22 Vgl. Lacan: Die Bedeutung des Phallus, 125ff. und Butlers kritische Lektüre in *Körper von Gewicht*, 111ff.
- 23 Lacan: Das Drängen des Buchstabens, 19.
- 24 Vgl. dazu auch Strowick: Letters That Matter, 68.
- 25 Vgl. Lacan: *Seminar XX (Éncre)*, 27ff., 87ff. und zum Lesen als geschlechtlichen Akt Strowick: Letters That Matter, 67ff.
- 26 Indem Lacan die geschlechtliche und körperliche Anbindung des Genießens (wie ja auch schon des Phallus) leugnet, negiert er einerseits die Gleichsetzung von Körper und Weiblichkeit, wie auch den Bezug des Genießens auf etwas der Sprache vorgängiges Substantielles. Andererseits funktionieren seine Ausführungen jedoch nur durch die Abgrenzung bzw. vor dem Hintergrund einer heterosexuellen Matrix, an die er damit gleichzeitig gebunden bleibt. Zu denken wäre z. B. an das »Fort-Da-Spiel«, das Freud in *Jenseits des Lustprinzips* beschreibt. Vgl. Freud: Jenseits des Lustprinzips, 224ff.
- 28 Vgl. Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, 152ff, 177, 184ff.
- 29 Zum Begriff der Praxis vgl. z. B. Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, 194ff.
- 30 Vgl. Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, 39f., 180ff.
- 31 Vgl. Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, 181, 203f.
- 32 Solange Kristeva psychoanalytisch argumentiert und das materielle Verwerfen im Rahmen einer Ontogenese erzählt, handelt es sich freilich um ein – wenn von Kristeva auch nicht explizit so gekennzeichnetes – männlich codiertes Subjekt, dass sich vom mütterlichen Körper löst und durch die »Entdeckung« seiner Kastration in die phallische/symbolische Ordnung überwechseln kann. Wenn das materielle Verwerfen jedoch als eine gesellschaftliche Praxis gedacht und/oder mit naturwissenschaftlichen und philosophischen Theoremen expliziert wird, ergibt sich daraus die Möglichkeit, das Verwerfen aus einer heterosexuellen Matrix zu lösen (statt diese auf die Naturwissenschaften und die Philosophie zu übertragen) und die Geste des materiellen Verwerfens als nicht geschlechtlich codierte zu lesen. Aus dieser Perspektive würde die Kastration und der Wechsel in eine symbolische/männlich codierte (Geschäfts)Struktur sich nicht zwangsläufig aus der Verwerfung ergeben, sondern könnte eher in Frage gestellt, wenn nicht gar seinerseits verworfen werden. Vgl. Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, 37f., 55ff, 203f.

- 33 Der zweite Teil des Titels fehlt allerdings in der deutschen Übersetzung, da die deutsche Fassung ja auch nur den systematischen Teil, nicht aber die literarischen Analysen zu Lautréamont und Mallarmé umfasst.
- 34 Vgl. z. B. Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*, 39f., 168f., 182.
- 35 Vgl. dazu auch den Beitrag von Elisabeth Strowick »Materielle Ereignisse« im vorliegenden Band.
- 36 Die psychoanalytische Argumentation zwingt Kristeva dazu, die *chora* mit dem mütterlichen Körper zu analogisieren und in den Kontext der Geschlechterdifferenz zu stellen, da sie sie an den Anfang ihrer Geschichte der Subjektwerdung setzt. Dass ein performatives/materielles Prinzip jedoch keineswegs mit Mütterlichkeit gleichzusetzen ist, zeigt sich schon an den verschiedenen Begründungen des materiellen Verwerfens über eine psychoanalytische Logik hinaus. In diesem Zusammenhang ließe sich zudem auch auf Derridas *chora-Lektüre* verweisen, in der er, darin ganz ähnlich wie Kristeva argumentierend, das differenzielle Moment der *chora* hervorhebt und sie damit explizit vor Zuschreibungen bewahrt, die sie als Substanz oder als geschlechtlich kodiertes Prinzip ausstellen (vgl. Derrida: *Chōra*, 67ff).
- 37 Starobinski: *Wörter unter Wörtern*, 9. Vgl. dazu auch Lévi-Strauss' Rede von der binären Strukturierung des »Urostoffs« im letzten Band seiner *Mythologica (Der nackte Mensch*, 814). Zugegebenermaßen bezieht Lévi-Strauss seinen Strukturbegriff nicht immer auf Sprache, aber die Struktur ist für ihn das alles bestimmende Prinzip, das auch für die Sprache gilt, zumal er seinen Strukturbegriff ja in der Auseinandersetzung mit der Linguistik entwickelt hat. Vgl. dazu z. B. den Band *Materialität der Kommunikation* von Gumbrecht und Pfeiffer (Hgg.) von 1988, um nur eine zentrale Publikation zu nennen.
- 39 Vgl. de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 129f., 137-146.
- 40 De Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 134.
- 41 Vgl. de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 21ff.
- 42 Vgl. z. B. Culler: *Dekonstruktion*, 114, Lacan: Das Seminar über E. A. Poes »Der entwundene Brief«, 22 oder Widmer: *Subversion des Begehrens*, 76. Die Rede von der Materialität des Signifikanten wird im Deutschen übrigens durch die Übersetzung begünstigt, wenn der Signifikant, das psychische »image acoustique« (de Saussure: *Cours de linguistique générale*, 98) zum »Zeichenträger« (de Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 122) wird. Im französischen Text wird der Signifikant ein »support« genannt, d. h. eine Stütze, die nicht unbedingt als materiell vorzustellen ist bzw. deren Funktion für das Signifikat gerade nicht in ihrer Materialität liegt: »Une suite de sons n'est linguistique que si elle est le support d'une idée; prise en elle-même elle n'est que la matière d'une étude physiologique« (de Saussure: *Cours de linguistique générale*, 144). Kristeva hat in ihren Ausführungen zum de Saussure'schen Zeichenbegriff beziehungsweise gerade auf die Nicht-Materialität des Signifikanten hingewiesen. Vgl. dazu Kristeva: *Le langage, cet incomm*, 24: »Le signe linguistique, nous l'avons vu, ne contient pas le son matériel: le signifiant est l'image acoustique, et non le bruit concret.« Und Geoffrey Bennington weist in seinen Erläuterungen Derrida'scher Begriffe gerade die Zuschreibung einer »Doktrin der Materialität des Signifikanten« für Derrida zurück. Vgl. Bennington: *Jacques Derrida*, 30f. Vgl. für diesen Zusammenhang auch Hermans: *Materie ist nicht Gegenstand*.
- 43 De Saussure: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*, 133f.

- 44 Vgl. dazu z. B. den Sammelband *Materialität und Medialität von Schrift*, hrsg. von Greber, Ethlich und Müller, in dem dann nicht zufällig eine ganze Reihe Einzeluntersuchungen zu verschiedenen Verknüpfungen dieser drei Kategorien versammelt sind.
- 45 Dahin gehend lässt sich z. B. Luhmanns Medienbegriff deuten, der zunächst nur einen Medienbegriff zu ersetzen scheint, wenn Luhmann Form und Medium als relationale und systeminterne Begriffe beschreibt. Da es aber im Luhmann'schen Medienbegriff um die lose Kopplung von Elementen geht und damit nicht um eine monolithische Kategorie, ist er flexibler als ein statisch gedachter Medienbegriff und erlaubt es einerseits die Unterscheidung zwischen physikalischen und nichtphysikalischen Phänomenen einzunehmen, sofern sie ähnlich funktionieren, und andererseits nach dem Moment der Verbindung zu fragen. Vgl. Luhmann: *Die Kunst der Gesellschaft*, 165-214.
- 46 Engell u. Vogl: Vorwort, 10.
- 47 De Man entwickelt diese Materialität des Buchstabens in einer Kantlektüre zum Erhabenen bzw. zum ästhetischen Sehen, d. h. einem Sehen, das de Man ein »materiales Sehen« nennt, weil es nicht mit sprachlichen Begriffen zu fassen ist und sich dem Akt der Urteilskraft entzieht. Diese Art des »materiellen Wahrnehmens«, das nichts Substantielles wahrnimmt, sondern sich ereignet, wird für de Man auch durch die »prosaische Materialität des Buchstabens« ausgelöst, wie er am Ende seiner Kantlektüre zeigt. Vgl. de Man: Phänomenalität und Materialität bei Kant, 27f., 37. Vgl. zur Materialität im Leseprozess, d. h. als Lesen der »Innschrift« auch de Man: Hypogramm und Innschrift, insbes. 412f.
- 48 Vgl. dazu auch Menke: »Unglückliches Bewußtsein«, 286f.
- 49 Vgl. Derrida: Typewriter Ribbon, 350ff.
- 50 Zum Begriff des materiellen Ereignisses vgl. den gleichnamigen Sammelband zu de Man *Material Events*, hrsg. von Tom Cohen et al. und den Beitrag von Elisabeth Strowick im vorliegenden Band.
- 51 Zum »formalen Materialismus« in de Mans Kantlektüre vgl. de Man: Phänomenalität und Materialität bei Kant, 27f.
- 52 Derrida: Typewriter Ribbon, 350.
- 53 Vgl. zur »Unabhängigkeit« der materiellen Ereignisse von Subjektpositionen und Begehren Derrida: Typewriter Ribbon, 357.
- 54 Vgl. dazu z. B. Lévi-Strauss: Einleitung in das Werk von Marcel Mauss, 39f., wenn er das Konzept des *mana* als flottierenden Signifikanten mit einem »symbolischen Nullwert« liest und erst dadurch als sprachtheoretisches Prinzip universalisieren kann; oder Lévi-Strauss: Die Strukturanalyse in der Sprachwissenschaft und in der Anthropologie, 61f. Dort schreibt Lévi-Strauss, dass er sich nicht für die kulturelle Situierung von Verwandtschaftsbeziehungen interessiere, an denen sich die traditionelle Soziologie wohl aufgehalten habe, sondern für die inner-systemischen Strukturen.
- 55 De Man: Semiologie und Rhetorik, 40.
- 56 Butler: *Körper von Gewicht*, 32.
- 57 Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, 32.
- 58 Butler: *Körper von Gewicht*, 105.
- 59 Butler: *Körper von Gewicht*, 104.
- 60 Butler: *Körper von Gewicht*, 104.
- 61 Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, 104f.
- 62 Butler: *Körper von Gewicht*, 104.
- 63 Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, 104f.

- 64 Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, 39, 55.
- 65 Vgl. Gasché: Reading Chiasmus, XVIIIf.
- 66 Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, 32.
- 67 Vgl. Butler: *Körper von Gewicht*, 123ff.
- 68 Butler: *Körper von Gewicht*, 125.
- 69 Zur »Materialität« des Phallus vgl. Kratz: Die mißratene Orthopädie und Bischoff: Körperteil und Zeichenordnung.
- 70 Für eine Problematisierung des lesbischen Phallus aus zeichenökonomischer Perspektive vgl. Köhler: *Körper mit Gesicht*, 49-66.
- 71 Gefragt nach ihrem Verhältnis zur Diskursanalyse und diskursiver Performativität betont Haraway in einem Interview gerade durch den Verweis auf Judith Butler, dass sie im Gegensatz zu Letzterer zwar einerseits an diskursanalytischen Konzepten festhalten möchte, gleichzeitig aber versucht, die Begrifflichkeit zu durchbrechen, um »auf der nicht-anthropomorphen und der nicht-substantiven Qualität unerwarteter Handlungsfähigkeit« beharren zu können. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 108. Vgl. auch ebd. 92.
- 72 Vgl. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 83ff.
- 73 Vgl. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 92-96.
- 74 Vgl. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 173.
- 75 Vgl. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 171.
- 76 Vgl. Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 86f.
- 77 Vgl. dazu z. B. Weber: Technoscience als Epoche?, 56, 59ff. oder Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 75, 115. Nicht zuletzt die Debatten um neuere Reproduktionsverfahren oder die Verwendung von Stammzellen zeigen, dass es schließlich juristische Entscheidungen (und damit auch rhetorische Setzungen) sind, die festlegen, was z. B. »nur organische Materie ist und wann menschliches Leben beginnt.
- 78 Haraway: *Die Neuerfindung der Natur*, 107.
- 79 Der Begriff materiell-semiotisch erinnert zwangsläufig an Kristevas Entwurf einer semiötschen Materialität, allerdings mit umgekehrten Vorzeichen, da bei ihr die Anbindung an einen semiötschen Zeichenbegriff offensichtlich ist, der Materiebegriff allerdings nie weiter ausgeführt wird.
- 80 Vgl. Haraway, *Die Neuerfindung der Natur*, 96f.
- 81 Gleiches gälte für das Mal, das sich sicherlich ähnlich dem Nabel als privilegiertes Zeichen entwerfen ließe. Vgl. dazu die Lektüre zur Echofigur (und ihrem erzählerischen Nabel/Mal) aus Christoph Ransmayrs *Die letzte Welt* in Köhler: *Körper mit Gesicht*, 119-126.
- 82 In Foucaults Schriften lässt sich zwar kein sehr ausdifferenzierter Materiebegriff ausmachen. Die materiell-semiotischen Prozesse ließen sich aber an den Gedanken einer einmaligen, in Raum und Zeit situiereten Materialität anknüpfen, die in der Schrift *Das Leben der infamen Menschen* eng an den Begriff des Ereignisses gekoppelt wird. Vgl. dazu auch den Beitrag von Strowick im vorliegenden Band. Ein anderer Materialitätsbegriff, der in der *Archäologie des Wissens* zu finden ist, bezeichnet eher die Materialität, die eine Aussage gewinnt, weil sie wiederholbar und damit institutionalisiert ist. Diese Materialität ist für Foucault eine Materialität der Institutionen, eine materielle/materialisierende Wirkmächtigkeit. Vgl. Foucault: *Archäologie des Wissens*, 148ff.
- 83 Zur Protopopia als Figur der Stimm- und Körperverlehung, deren »materialisierendes« Potenzial aus einer Lektüre von Butlers *Körper von Gewicht* und de Mans Protopopia-Konzept entwickelt werden kann vgl. Köhler: *Körper mit Gesicht*, 31-46.

- 84 Duve: *Regenroman*, 296.
 85 Vgl. z. B. Duve, *Regenroman*, 42, wenn Leon das Moor mit einer schönen Frau vergleicht oder ebd. 297, wenn Leon im Moor untergeht und damit zurück in den »mütterlichen Schoß« findet.
 86 Duve: *Regenroman*, 42.
 87 Bezeichnenderweise werden durch die Figur Isadora auch noch zahlreiche kanonisierte Weiblichkeitsbilder der westlichen Kulturgeschichte aufgerufen, zu denken wäre insbesondere an »Wassergestalten« wie die Undine oder Ophelia – und transformiert, wie sich zeigt, wenn Isadora z. B. als »überlebende« Ophelia gelesen wird.
 88 Duve: *Regenroman*, 46.
 89 Der Gedanke, die »ässende Stelle« als materiell-semiotischen Fleck zu lesen, ist durch die Seminararbeit von Stefanie Leschke (im Rahmen meines Seminars zu »Erzählten Verwandlungen in zeitgenössischer Literatur«, Wintersemester 02/03 an der WWU Münster) angeregt worden, in der Leschke Leons Fleck als durch den Salamander »verliebten androgynen« liest.
 90 Duve: *Regenroman*, 283.
 91 Duve: *Regenroman*, 289.
 92 Duve: *Regenroman*, 297.
 93 Duve: *Regenroman*, 297. Dass »Moder« im Niederdeutschen »Mutter« bedeutet, pointiert die Lektüre des Moors als mütterlichen/materiellen Ort pikanterweise noch zusätzlich.

Literatur

- Aristoteles: *Physik. Vorlesung über die Natur*. Erster Halbband: Bücher I-IV. Griechisch-deutsch. Übersetzt, mit einer Einleitung und mit Anmerkungen versehen von Hans Günter Zekl, Hamburg 1987.
 Ders.: *Metaphysik*. Zweiter Halbband: Bücher VII-XIV. Griechisch-deutsch. Neubearbeitung der Übersetzung von Hermann Bonitz. Mit Einleitung und Kommentar versehen von Horst Seidl, Hamburg 1993.
 Ders.: *Über die Seele*. Griechisch-deutsch. Mit Einleitung, Übersetzung (nach W. Theiler) und Kommentar herausgegeben von Horst Seidl, Hamburg 1995.
 Assmann, Aleida: Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer (Hgg.): *Materialität der Kommunikation*, 237-251.
 Bennington, Geoffrey u. Jacques Derrida: *Jacques Derrida*. Paris 1991.
 Bischoff, Doerte: Körperteil und Zeichenordnung. Der Phallus zwischen Materialität und Bedeutung. In: Claudia Benthien u. Christoph Wulf (Hgg.): *Körperteile. Eine kulturelle Anatomie*. Reinbek 2001, 293-316.
 Bronfen, Elisabeth: *Das verknötete Subjekt. Hysterie in der Moderne*. Berlin 1998.
 Dies.: Vom Omphalos zum Phallus. Weibliche Todesrepräsentanzen als kulturelles Symptom. In: Wolfgang Müller (Hg.): *Macht, Geschlecht, Differenz. Beiträge zur Archäologie der Macht im Verhältnis der Geschlechter*. Wien 1994, 128-151.
 Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Frankfurt a. M. 1997.

- Culler, Jonathan: *Dekonstruktion. Derrida und die poststrukturalistische Literaturtheorie*. Reinbek 1988.
 De Man, Paul: Phänomenalität und Materialität bei Kant. In: Ders.: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Hg. von Christoph Menke. Frankfurt a. M. 1993, 9-38.
 Ders.: Semiotik und Rhetorik. In: Ders.: *Allegorien des Lesens*. Frankfurt a. M. 1988, 31-51.
 Ders.: Hypogramm und Inschrift. In: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die paradoxe Metapher*. Frankfurt a. M. 1998, 375-413.
 De Saussure, Ferdinand: *Cours de linguistique générale*. Hg. von Charles Bally u. Albert Sechehaye. Paris 1955.
 Ders.: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Übers. von Herman Lommel. Hrg. von Charles Bally u. Albert Sechehaye. Berlin 1967.
 Derrida, Jacques: *Chôra*. Wien 1990.
 Ders.: Typewriter Ribbon: Limited Ink (2) (»within such limits«). In: Tom Cohen et al. (Hgg.): *Material Events. Paul de Man and the Afterlife of Theory*. Minneapolis, London 2001, 277-360.
 Duffel, John von: *Ego*. Köln 2001.
 Duve, Karen: *Regenroman*. Frankfurt a. M. 1999.
 Engell, Lorenz u. Joseph Vogl: Vorwort. In: Claus Pias et al. (Hgg.): *Kursbuch Medientheorie. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*. Stuttgart 1999, 8-11.
 Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt a. M. 1997.
 Ders.: *Das Leben der infamen Menschen*. Berlin 2001.
 Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips. In: Ders.: *Psychologie des Unbewußten. Studienausgabe*. Bd. 3. Hgg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards u. James Strachey. Frankfurt a. M. 1980, 213-272.
 Gasché, Rodolphe: Reading Chiasmus. An Introduction. In: Andrzej Warminski: *Readings in Interpretation. Hölderlin, Hegel, Heidegger*. Minneapolis 1987, IX-XXVI.
 Greber, Erika, Konrad Ehlich u. Jan-Dirk Müller (Hgg.): *Materialität und Medialität von Schrift*. Bielefeld 2002.
 Gumbrecht, Hans Ulrich u. K. Ludwig Pfeiffer (Hgg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a. M. 1988.
 Haraway, Donna: *Die Neuentdeckung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt a. M., New York 1995.
 Hermanns, Fritz: Materie ist nicht Gegenstand. In: Susanne Anschutz (Hg.): *Texte, Sätze, Wörter. Moneme*. Heidelberg 1992, 283-289.
 Irigaray, Luce: *Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts*. Frankfurt a. M. 1980.
 Dies.: *Das Geschlecht das nicht eins ist*. Berlin 1979.
 Köhler, Sigrid G.: *Körper mit Gesicht. Eine Gabe der Rhetorik aus postkolonialer Sicht. Andere literarische Figuren am Ende des 20. Jahrhunderts*. Dissertation Münster 2002, noch unveröffentlicht. Ms.
 Kratz, Stephanie: Die mißratene Orthopädie. Zur Differenz der Geschlechter in Lacans Register des Imaginären. In: Erich Kleinschmidt u. Nicolas Pethes (Hgg.): *Lektüren des Imaginären. Bildfunktionen in Literatur und Kultur*. Köln, Weimar, Wien 1999, 85-107.
 Krsteva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt a. M. 1978.
 Dies.: *La révolution du langage poétique. L'avantgarde à la fin du XIX siècle: Lautréamont et Mallarmé*. Paris 1974.
 Dies.: *Le langage, cet inconnu. Une initiation à la linguistique*. Paris 1981.

Metaphern und Figuren

- Lacan, Jacques: Die Bedeutung des Phallus. In: Ders.: *Schriften II*. Weinheim, Berlin 1986, 119-132.
- Ders.: Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud. In: Ders.: *Schriften II*. Weinheim, Berlin 1986, 15-55.
- Ders.: *Seminar XX (Enore)*. Weinheim, Berlin 1991.
- Ders.: Das Seminar über E.-A. Poes ›Der entwundene Brief‹. In: Ders.: *Schriften I*. Weinheim, Berlin 1986, 7-61.
- Leschke, Stefanie: Androgynie in Karen Duves *Regeroman*, 20pp (unveröffentl. Ms).
- Lévi-Strauss, Claude: Einleitung in das Werk von Marcel Mauss. In: Marcel Mauss: *Soziologie und Anthropologie*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1978, 7-41.
- Ders.: *Mythologica IV. Der nackte Mensch*. Bd. 2. Frankfurt a. M. 1975.
- Ders.: Die Strukturanalyse in der Sprachwissenschaft und in der Anthropologie. In: Ders.: *Strukturelle Anthropologie*. Frankfurt a. M. 1967, 43-67.
- Luhmann, Niklas: *Die Kunst der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1997.
- Mänzer, Klaus: *Materie. Von der Urmaterie zum Leben*. München 1996.
- Menke, Christoph: ›Unglückliches Bewußtsein‹. Literatur und Kritik bei Paul de Man. In: Paul de Man: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Hg. von Christoph Menke. Frankfurt a. M. 1993, 265-299.
- Platon: *Timaios*. Griechisch-deutsch. Herausgegeben, übersetzt, mit einer Einleitung und mit Anmerkungen versehen von Hans Günter Zekl. Hamburg 1992.
- Plotin: Die Affektionsfreiheit des Unkörperlichen. In: Ders.: *Schriften II*. Übersetzt von Richard Harder. Neubearbeitung mit griechischem Lesetext und Anmerkungen fortgeführt von Rudolf Beutler u. Willy Theiler. Hamburg 1962, 102-163.
- Starobinski, Jean: *Wörter unter Wörtern. Die Anagramme von Ferdinand de Saussure*. Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1980.
- Strowick, Elisabeth: Letters That Matter. Zu einer feministischen Rhetorik des Lesens. In: Katharina Baisch et al. (Hgg.): *Gender Revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*. Stuttgart, Weimar 2002, 53-71.
- Dies.: Materielle Ereignisse. Performanztheoretische Konzepte von Materialität. Im vorliegenden Band.
- Weber, Jutta: Technoscience als Epoche? Ontologische, epistemologische und narrative Grundlagen der Techno/Wissenschaften. In: Ulrike Bergemann, Claudia Breger u. Tanja Nusser (Hgg.): *Techniken der Reproduktion. Medien – Leben – Diskurse*. Königstein/Ts 2002, 51-66.
- Widmer, Peter: *Subversion des Begehrens*. Wien 1997.